

Leseprobe aus:

**Alice Schwarzer**

# **Simone de Beauvoir - Ein Lesebuch mit Bildern**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie [hier](#).

Simone de Beauvoir wäre am 9. Januar 2008 hundert Jahre alt geworden. Ein guter Anlass, Beauvoir zu lesen, Beauvoir wieder zu lesen. Selbst ich, die ich relativ vertraut bin mit ihrem Werk, entdecke dabei jedes Mal Neues, Überraschendes. Immer wieder hingerissen bin ich von der Klarheit ihres Denkens, der Unteilbarkeit ihres Gerechtigkeits sinns und der Kühnheit ihrer Visionen in den politischen Essays, allen voran «Das andere Geschlecht». Gerührt bin ich von ihrer Leidenschaft und Verletzlichkeit, die in den Memoiren und Briefen offenkundig wird. Und beschämt bin ich, dass ich zwei ihrer schönsten Bücher bis heute nicht gelesen hatte: «Die Welt der schönen Bilder» und «Eine gebrochene Frau». Dabei erschienen diese Romane nur wenige Jahre vor unserer persönlichen Begegnung und Freundschaft. Doch das waren die bewegten Jahre um den Mai '68 und den Aufbruch der Frauenbewegung. Jahre, in denen Beauvoir selbst erklärt hatte, sie wolle in Zukunft keine Literatur mehr schreiben, das schiene ihr nur noch «eitel» – was falsch war, aber auch unkonventionelle Geister stehen eben nie außerhalb ihrer Zeit.

Beim Wiederlesen bestätigt sich, dass die Literatur, Philosophie, Essays und Memoiren sowie, postum, die Briefe von Simone de Beauvoir eine untrennbare Einheit bilden. Alle Genres bedingen und befruchten sich gegenseitig, ihre Quelle sind Beauvoirs Leben und ihre (noch unveröffentlichten) Tagebücher. «Mein Werk ist mein Leben», hat sie selbst einmal gesagt. Und in der Tat: Das eine ist ohne das andere nicht denkbar. Es sind Werk *und* Leben, die diese einflussreichste weibliche Intellektuelle des 20. Jahrhunderts zum Role Model für mehrere Frauengenerationen gemacht haben.

Selbstverständlich ist das Erbe von Simone de Beauvoir nicht auf den feministischen Aspekt zu beschränken – doch es gibt keine Zeile, die nicht durchdrungen wäre von der Tatsache, dass sie eine Frau ist in einer Männerwelt. Auch ihre Philosophie ist davon geprägt. Im «französischen Existentialismus» ist der Mensch kein Getriebener mehr, sondern ein frei Handelnder; ja, er entwirft sich überhaupt erst durch sein über ihn hinausgehendes Handeln, das er nicht einer übergeordneten Macht überlässt, sondern für das er die Verantwortung übernimmt. Doch nicht zufällig ist sie es, die Frau, die darauf hinweist, dass nicht alle Menschen gleich frei sind zu handeln.

Beauvoirs frühe philosophische Schriften, die für sie selbst zum «Wichtigsten» in ihrem Werk gehören («Pyrrhus und Cineas» sowie «Auge um Auge»), habe ich bewusst nicht in dieses Lesebuch aufgenommen. Denn ich gehe davon aus, dass diese Schriften dem daran interessierten kleineren Kreis der LeserInnen präsent sind. Außerdem hat Beauvoir ihre Philosophie in ihre Literatur und ihre Essays eingebunden, ja ist gerade das ihre andere, am Leben orientierte Art zu philosophieren.

Beim Lesen des Gesamtwerkes fällt auf, dass nach den frühen philosophischen Essays und den im und nach dem Krieg veröffentlichten «Ideenromanen» eine Wende stattfindet in Beauvoirs Werk. In den frühen Romanen sind die ProtagonistInnen und Handlungen noch Träger moralischer Fragen und existentialistischer Überzeugungen. Doch ab Mitte der 50er Jahre konstruiert sie die Personen nicht mehr von der Idee her, sondern schlüpft in die Haut ihrer ProtagonistInnen und überlässt ihre Entwicklung dem ganz und gar nicht immer politisch korrekten, widersprüchlichen Leben.

Es beginnt mit ihr selbst, mit ihrem 1958 veröffentlichten ersten und dichtesten Memoiren-Band, dem über ihre

Kindheit und Jugend («Memoiren einer Tochter aus gutem Hause»); es geht weiter mit dem 1964 veröffentlichten Protokoll über die Agonie und den Tod ihrer Mutter; und es reicht bis Laurence und Monique, diesen so erschütternd einfühlsam geschilderten «ganz normalen» Frauenleben (in «Die Welt der schönen Bilder» und «Eine gebrochene Frau»).

Ausgerechnet diese Autorin wird bis heute immer wieder als ignorant gegenüber dem traditionellen Frauenleben oder gar als «frauenfeindlich» kritisiert. Liest man diese Texte, ist das kaum zu verstehen. Denn das Gegenteil ist der Fall: Sie versteht auf eine fast unheimliche Weise alles.

Aber wer ist sie? Sie ist eine Frau, die sich, geprägt vom 19. Jahrhundert, im 20. in das 21. Jahrhundert hinein schrieb; eine Frau, die zu einer Zeit für uneingeschränkte Gleichberechtigung plädierte, als das noch unerhört war – und die gleichzeitig um ihre «weibliche» Prägung nur allzu gut wusste. Sie ist eine Frau, die nie ein Mann sein wollte: «Die Frau kann nur dann ein vollständiges Individuum sein, wenn sie auch ein geschlechtlicher Mensch ist», schreibt Beauvoir im «Anderen Geschlecht». Denn «auf ihre Weiblichkeit verzichten hieße, auf einen Teil ihrer Menschlichkeit verzichten».

Der Vatertochter Simone war als junges Mädchen wegen des materiellen Abstiegs ihrer großbürgerlichen Familie und der fehlenden Mitgift schon früh die Flucht in die Ehe verbaut. Sie verachtete ihre abhängige, in der Passivität verharrende Mutter und begnügt sich nicht mit dem Frausein. Sie dürstet nach «männlichen» Freiheiten – im Denken wie im Leben. Doch sie bleibt gleichzeitig ein emotional «weiblich» geprägter Mensch, was sich vor allem in ihrem Verhältnis zu Sartre zeigt. Für seine oft kindlich grausame, emotionale Enthemmtheit als Verführer bringt sie lebenslang ein im Rückblick schwer nachvollziehbares Verständnis auf.

Sie ist 21, er drei Jahre älter, als die beiden auf einer Steinbank am Louvre ihren berühmten Pakt schließen, der in den folgenden Jahrzehnten noch zweimal erneuert werden wird. Der Pakt besagt, dass es sich bei ihrer Beziehung um eine «notwendige Liebe» handele, die nicht in Frage gestellt werden dürfe und lebenslang Priorität haben solle – die jedoch gleichzeitig «Zufallslieben» nicht ausschließe. Es war Sartres Idee, er gab den Takt vor. Was ihn gleichzeitig nicht hinderte, Beauvoir in heiklen Situationen, wenn sie verunsichert war, mehrfach einen Heiratsantrag zu machen – den sie jedes Mal ablehnte, im Namen der gemeinsam beschlossenen Freiheit.

In den folgenden Jahrzehnten spielten immer wieder «Dritte» eine Rolle im Leben beider; bei ihr einmal bis zur Schmerzgrenze (im Fall Nelson Algren), bei ihm dreimal (bei Wanda Kosakiewicz, Dolorès Vanetti und Arlette Elkaïm). Hinzu kam sein sich immer schneller drehendes Frauenkarussell. Am Lebensende hatte er neben Simone de Beauvoir drei Hauptfrauen – Wanda, Michelle und Arlette –, mit denen er seit Jahrzehnten verbunden war, und die alle ökonomisch von ihm abhängig waren; plus bis zuletzt wechselnde Nebenfrauen.

Bei der 34 Jahre jüngeren Arlette Elkaïm, einer algerischen Jüdin ohne französische Staatsangehörigkeit, ging Sartre sogar so weit, sie 1965 zu adoptieren. Und da Sartre es nicht für nötig gehalten hatte, ein Testament zu hinterlassen, hatte die Adoption die absehbaren desaströsen Folgen. Arlette Elkaïm missbrauchte nach dem Tod Sartres ihre formale Macht als Adoptivtochter, räumte innerhalb von Tagen die Wohnung Sartres aus, während Beauvoir unter dem Schock des Verlustes ihres «Zwillings» im Krankenhaus mit dem Leben kämpfte, und ließ die Schlüssel austauschen. Simone de Beauvoir erhielt von ihrem Gefährten kein einziges Erinnerungsstück,

noch nicht einmal den Melkschemel aus dem Elsass, der den spartanisch wohnenden Sartre lebenslang begleitet hatte.

Es lässt sich also durchaus auch Kritisches über die Beziehung der beiden sagen, über die Freiheiten, die er sich nahm, und die Zumutungen, die sie hinnahm. Und dennoch. Dennoch sind sie eines der größten Liebespaare des 20. Jahrhunderts und verband die beiden bis zum letzten Atemzug nicht nur ein immenses intellektuelles und politisches Einverständnis, sondern auch eine zärtliche Liebesbeziehung.

Das habe ich selbst immer wieder erlebt in den Jahren meiner Freundschaft mit ihnen, ab 1973. Sie waren sich einig oder stritten auf Augenhöhe, und sie gingen unsentimental, aber liebevoll miteinander um und neckten sich gerne. Die unerschütterliche Basis der Beziehung war beider Verstand und Leidenschaft für das Denken, Schreiben und Handeln. Wobei ihr Verstand schon auf der École Normale, der Eliteschule, die beide mit Bravour absolviert hatten, als «männlicher» galt als seiner – und sie im Rückblick als eine «in der Literatur kaschierte Philosophin» gilt und er als «philosophierender Schriftsteller». Also genau das Gegenteil des von ihr propagierten Selbstverständnisses, nach dem er der bedeutendere Philosoph gewesen sei und sie eher die Schriftstellerin.

Noch kurz vor seinem Tod 1980 sagte Sartre über ihre Art der Zusammenarbeit: «Ich konnte Simone de Beauvoir gegenüber Gedanken formulieren, die noch nicht ganz zu Ende gedacht waren. Ich habe ihr alle meine Ideen dargelegt, als sie im Entstehen begriffen waren. Nicht nur deshalb, sondern auch, weil sie mich und das, was ich vorhatte, genauso gut kannte wie ich selbst. Sie war daher der ideale Gesprächspartner, ein Partner, wie man ihn kaum jemals findet. Aber das Einzigartige bei Simone de Beauvoir und mir ist unser Verhältnis der absoluten Gleichberechtigung.»

Und sie? Auch er hörte ihr zu, interessierte sich wirklich für sie. «Wenn andere Leute mein Wesen zu deuten behaupteten, so taten sie es, indem sie mich als einen Annex ihrer eigenen Welt betrachteten», sagte Beauvoir. «Sartre hingegen versuchte meinen Platz in meinem eigenen System zu respektieren, er begriff mich im Licht meiner Werte und Projekte.» Und nach seinem Tod sagte sie zu ihrer Biographin Deirdre Bair (deren Herangehensweise sie später missbilligte, da sie sie zu interpretativ fand): «In den Memoiren habe ich geschrieben, dass, sollte Sartre sich mit mir zu einer bestimmten Stunde eines bestimmten Tages und Jahres an einem weit entfernten Ort verabreden, ich mich im vollen Vertrauen darauf, ihn anzutreffen, dorthin begäbe. Denn auf Sartre konnte ich mich immer absolut verlassen. Nun, das stimmte auch nach so vielen Jahren noch. Trotz allem, was wir durchgemacht hatten – nein, vielleicht gerade deswegen –, konnten wir uns stets aufeinander verlassen. Er würde mich niemals enttäuschen – ich würde ihn niemals im Stich lassen.» Ersteres traf vielleicht nicht immer ganz zu, zweiteres jedoch uneingeschränkt.

Und dann ist da noch etwas: Simone de Beauvoir erlaubte sich einen «männlichen Verstand» zu einer Zeit, in der dieses keineswegs selbstverständlich war für eine Frau (und es ja bis heute nicht ist). 1937 werden ihre ersten Erzählungen von zwei Verlagen abgelehnt, darunter Gallimard, mit der Begründung, dass man «Bücher nicht verstehe, die von Frauen über Frauen meiner Generation und Herkunft geschrieben wurden; dass das moderne Frankreich und die französischen Verlage sich noch nicht dafür interessierten, was Frauen dachten, fühlten und wollten» (Simone de Beauvoir gegenüber Bair). Die «moderne Frau» war also noch stumm. 42 Jahre später veröffentlicht Beauvoir 1979 die Texte unter dem Titel «Marcelle, Chantal, Lisa ...». Jetzt war die Zeit reif.

Es stellt sich also die Frage, ob Sartre für Beauvoir nicht noch viel mehr war als «nur» ein Gefährte und Zwillings. War er nicht darüber hinaus eine Art Medium, das ihr, der stummen Frau, erlaubte, sich «männlich» zu artikulieren? Dafür spricht auch ihre lebenslange intensive Mitarbeit an Sartres Denken und Schreiben – bis hin zu Texteingfügungen in seine Manuskripte, die er wortwörtlich übernahm.

Eines der weiteren Geheimnisse, dass der «Pakt» letztendlich trotz aller Belastungen lebenslang gehalten hat, war wohl auch der geringe Stellenwert der Sexualität zwischen Beauvoir und Sartre. Denn Sartre war, eingeständenermaßen, nie ein großer Liebhaber gewesen, im Gegenteil: Er galt auf diesem Gebiet eher als tollpatschig und unsensibel. Ihn interessierte vor allem das Erobern und Verführen, aber nicht der Akt an sich. In den späten Gesprächen, die Beauvoir in ihrem Buch über Sartres Agonie und Tod veröffentlichte («Zeremonie des Abschieds»), spricht sie ihn auf seine «Frigidität» an und er bestätigt: «Ich war eher ein Frauenmasturbierer.» Das Dynamit, das Sexualität in einer Beziehung sein kann, war in diesem Fall nur Knetmasse. Auf dem Gebiet also war die Infragestellung der Exklusivität von Sartre kein großer Verlust für Beauvoir.

Im Gegenteil: Die von Sartre vorgegebene offene Beziehung gab auch Beauvoir die Freiheit anderer Liebesbeziehungen. Das begann mit einer zärtlichen Liebschaft mit dem jungen Bost, einem Ex-Schüler und Anhänger von Sartre, ab Ende der 30er Jahre; und ging bis zu der leidenschaftlichen Affäre mit Nelson Algren (in der Beauvoir ihren ersten Orgasmus hatte, im Alter von 39 Jahren!), bis hin zu der späten Beziehung mit Sylvie Le Bon, die neben dem kranken Sartre zunehmend Raum griff. Ganz zu schweigen von ihren Liebesbeziehungen mit Frauen.

Ihre Bisexualität hatte Simone de Beauvoir in den Me-

moiren nur gestreift, in den Briefen an Sartre jedoch offen thematisiert: von Olga über Bianca bis Sorokine. Dabei fällt auf, dass sie keiner Frau jemals in ihrem Begehren einen so bedeutenden Platz eingeräumt hat wie den in ihrem Leben wichtigen Männern, ja mehr noch: In den Briefen an Sartre versucht sie, die erotische und emotionale Bedeutung der Frauen herunterzuspielen.

Nur eine Frau hat in ihrem Leben einen vorrangigen Platz eingenommen: das ist Sylvie Le Bon, die jüngere Philosophielehrerin.

Beauvoir begegnete Sylvie 1960 zum ersten Mal, nachdem die damals 18-jährige Schülerin sie um eine Unterredung zu ihren philosophischen Schriften gebeten hatte. Die Beziehung zu Sylvie wird ab 1965 enger, als sie mit der nun 23-Jährigen eine Reise nach Korsika macht. Von da an werden die beiden Frauen immer unzertrennlicher und sprechen von «Liebe» – aber schweigen über Sexualität. In dem Interview, das ich 1978 mit Simone de Beauvoir führte, antwortete sie auf die Frage, ob es Dinge gäbe, die sie in den Memoiren nicht gesagt habe, aber heute schreiben würde: «Ja. Ich hätte gerne eine wirklich sehr ehrliche Bilanz meiner eigenen Sexualität gezogen. Und zwar vom feministischen Standpunkt aus. (...) Doch ich werde voraussichtlich heute nicht mehr darüber schreiben, weil von dieser Art von Geständnis nicht nur ich, sondern auch einige Personen, die mir sehr nahestehen, betroffen wären.»

Sylvie füllt ab Ende der 70er Jahre die Lücke, die der allmählich in die Krankheit gleitende Sartre lässt. Nach dem Tod Sartres adoptiert Beauvoir die 34 Jahre Jüngere, damit sie sich später uneingeschränkt um ihr Erbe kümmern kann. In der Tat ist es Sylvie Le Bon, die in den vergangenen Jahren Briefe und Tagebücher aufgespürt, Beauvoirs quasi unleserliche Schrift entziffert und die Texte herausgegeben hat.

Als das postume Erscheinen der Beauvoir-Briefe 1990, vier Jahre nach ihrem Tod, enthüllt, dass der «reizende Biber» (le charmant castor, wie Sartre und die «kleine Familie» sie nennen) seinem «geliebten kleinen Geschöpf» (wie sie ihn vorzugsweise anspricht) die Liaisons mit Frauen meist als unbedeutend, ja «lästig» dargestellt hat, ist eine ihrer frühen Freundinnen, Bianca Bienenfeld (in den Memoiren Védrine), so verletzt, dass sie, ein halbes Jahrhundert später, zur Abrechnung schreitet. Sie veröffentlicht 1993 die «Memoiren eines getäuschten Mädchens» («Mémoires d'une jeune fille dérangée» – in Anspielung auf Beauvoirs «Mémoires d'une jeune fille rangée»). Darin beklagt die Gekränkte sich bitter über die «Skrupellosigkeit» des allzu freien Paares.

Das war Wasser auf die Mühlen derer, die schon lange dem Mythos Beauvoir/Sartre an den Kragen wollten, an dem sie zuvor selber fleißig mitgestrickt hatten. Nicht nur Beauvoirs Werk sei fragwürdig, hieß es nun, auch ihr Leben sei alles andere als nachahmenswert. Gedemütigt habe sie ein Leben lang Sartres Harem ertragen, und Frauen gegenüber habe sie sich schlimmer verhalten als jeder Kerl. Von den verpassten Wonnen der angeblich so schroff abgelehnten Mutterschaft ganz zu schweigen ...

Zu Lebzeiten Sartres war Beauvoir geschützt gewesen durch den Status als «Frau an seiner Seite». Die Demontage begann prompt nach seinem Tod 1980 und mit Aufkommen des Differenzialismus, dieser dem uneingeschränkten Gleichheitsgedanken von Beauvoir diametral entgegengesetzten Überzeugung von einem «wesensmäßigen» Unterschied zwischen den Geschlechtern, qua Geburt oder Prägung, auf jeden Fall irreversibel. Gerade Linke und Feministinnen, die einst selbst zur adorierenden Mythenbildung beigetragen hatten, rechneten jetzt mit den einst so Verehrten ab. Vor



Simone de Beauvoir 1973 bei einer der legendären Bouffes (Essen) in der Pariser Wohnung von Alice Schwarzer. Ihr gegenüber von links: Sylvie le Bon und Schwarzer.

allem mit ihr. Was nicht neu ist. Auch bei Erscheinen des «Anderen Geschlechts» kamen die hämischsten Reaktionen aus den eigenen Reihen, von Linken und aus dem akademischen Milieu, das den Text als «unwissenschaftlich» abqualifizierte (siehe Seite 192 ff. in diesem Band).

Bis heute sind die Reaktionen gerade intellektueller Frauen auf diese eine Frau, die das Leben von Millionen Frauen beeinflusst und verändert hat, so manches Mal kleinlich und engherzig. Sie scheinen sich einerseits blind mit dem Vorbild zu identifizieren, andererseits das zu menschliche Idol für ihr eigenes Ungenügen zu verurteilen. Oder sie leiden daran, von der «großen Schwester» nicht geliebt worden zu sein. So wie die Psychoanalytikerin Luce Irigaray, die sich fast kindlich über die «Distanz» Beauvoirs beklagte: «Wie kann man das zwischen zwei Frauen verstehen, die doch hätten zusammenarbeiten können, ja sollen?», fragte sie nach dem



Simone de Beauvoir und Alice Schwarzer 1978 in Beauvoirs Wohnung Rue Schoelcher 12 bis.

Tod Beauvoirs. Doch warum hätte die bedeutendste Theoretikerin der Gleichheit der Geschlechter (und damit der Menschen überhaupt) die Nähe zu einer Frau suchen sollen, die wie Irigaray die Differenz propagiert, also die sogenannte «Gleichheit in der Ungleichheit»? Mit einer Frau, die die Abschaffung der «geschlechtlichen Differenz» als «Genozid» bezeichnete, der «vollständiger wäre als jede Vernichtung in der Geschichte»?!

Der Konflikt um Simone de Beauvoir hat also keineswegs nur psychologische, sondern auch handfeste politische Gründe. Denn die Kritik an der führenden Denkerin des universellen Feminismus ist immer auch eine Kritik am universellen Feminismus. Doch wie auch immer die jeweiligen Moden und Gewichtungen waren und sein werden: Niemand hat so brillant Zeugnis abgelegt über das Frausein im 20. Jahrhundert und unsere Geschichte – und niemand ist mit solchen

Siebenmeilenstiefeln in das 21. Jahrhundert vorangeschritten. Die Neue Frauenbewegung wäre ohne diese eine solitäre Vor-denkerin in ihrer Konsequenz nicht denkbar gewesen.

Simone de Beauvoir gehört zu der ersten Generation der weiblichen Elite des 20. Jahrhunderts, die Zugang zu der bis dahin ausschließlich Männern vorbehaltenen Bildung hatte. Die Pariser Intellektuelle brach aus der Enge des Bürgertums aus und ging hinein in die Welt. Von Anfang an wollte sie beides sein: Objekt und Subjekt, Frau und Mann, Mensch. Sie wusste um die unterschiedlichen Prägungen und Realitäten der Geschlechter – aber sie nahm sich dennoch die existentialistische Freiheit der Wahl. Diese Frau wollte sich nicht länger teilen lassen in Kopf oder Körper, in geachtet oder begehrt. «Sie wollte sowohl als Intellektuelle als auch als Frau verführen», schreibt Toril Moi in ihrer «Psychographie einer Intellektuellen».

Die Erfahrungen dieser Generation, in der einzelne Pionierinnen glaubten, es bereits geschafft zu haben, ist darum lehrreich für die Enkelinnen, die heute alle einen uneingeschränkten Zugang zu Bildung und Beruf haben. Zumindest in den Demokratien. Und zumindest auf dem Papier. Denn die Enkelinnen der Emanzipation stehen heute vor derselben Aufgabe wie einst Simone de Beauvoir: Theorie und Handeln, Verstand und Gefühl auf einen Nenner zu bringen. Simone de Beauvoir hat es ihnen in einsamer Größe vorgelebt. Sie ist manchmal gescheitert, aber sie hat auch viele Siege davongetragen. Sie hat ganz einfach ihr Leben in die Hand genommen – entschlossen, glücklich zu sein.

Alice Schwarzer  
Köln, Oktober 2007